

Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e.V.

(474.) Protokoll über die Jahresmitgliederversammlung am 14. März 2008

Anwesend: **Balharek**, Christa, Karlsruhe; **Barth**, Dr. Ulrich, Basel; **Bartusch**, Dr. Ilas, Heidelberg; **Belecki**, Hans-Michael, Keltern; **Belecki**, Irmgard, Keltern; **Braun**, Dr. Johann, Karlsruhe; **Bräunche**, Dr. Ernst Otto, Karlsruhe; **Braungardt**, Kurt, Karlsruhe; **Broeker**, Gudrun, Karlsruhe; **Cämmerer**, Dr. Bernhard, Karlsruhe; **Dogan**, Prof. Jutta, Karlsruhe; **Domjahn**, Doris, Karlsruhe; **Drollinger**, Dr. Kuno, Karlsruhe; **Fahrenbruch**, Rainer, Karlsruhe; **Furtwängler**, Dr. Martin, Karlsruhe; **Goldschmit**, Johannes, Karlsruhe; **Herzner**, Prof. Dr. Volker, Karlsruhe; **Herrbach-Schmidt**, Dr. Brigitte, Karlsruhe; **Hertwech**, Christa, Karlsruhe; **Hillenbrand**, Dr. Eugen, Merzhausen; **Kaufmann**, Dr. Uri-Robert, Heidelberg; **Klotz**, Jeff, Remchingen; **Kohlmann**, Richard, Karlsruhe; **Kreutz**, Jörg, Ladenburg; **Krimm**, Prof. Dr. Konrad, Karlsruhe; **Krüger**, Prof. Dr. Jürgen, Karlsruhe; **Lang**, Susanne, Karlsruhe; **Laubscher**, Rosmarie, Wörth; **Moebus**, Stefan, Neckarsulm; **Mühlán**, Johannes, Sasbach; **Müller**, Hermann; Waldbronn; **Müller**, Monika, Waldbronn; **Pfanz-Sponagel**, Dr. Christiane, Frankenthal; **Posth**, Walter, Karlsruhe; **Roellecke**, Prof. Dr. Gerd, Karlsruhe; **Schach**, Gerlinde, Karlsruhe; **Schillinger**, Erich, Karlsruhe; **Schmidt**, Dr. Rüdiger, Karlsruhe; **Schwarzmaier**, Prof. Dr. Hansmartin, Karlsruhe; **Schwarzmaier**, Lore, Karlsruhe; **Schwinge**, Dr. Gerhard, Durmersheim; **Seiler**, Prof. Dr. Gerhard, Karlsruhe; **Weichert**, Volker, Weinheim; **Wibel**, Michael, Karlsruhe; **Wüst**, Gabriele, Rastatt; **Zehendner**, Dr. Gerhard, Karlsruhe; **Zippelius**, Dr. Kurt, Karlsruhe.

Vortrag von

Frau Prof. Dr. Birgit Studt, Freiburg

über

Yetz ist gantz ain ander zit und welt.

Vom Umgang mit Geschichte am Oberrhein

Im Jahre 1850 erschien eine Ausgabe der sog. „Oberrheinischen Chronik“ des Rastatter Professors Franz Karl Grieshaber. Grieshaber wollte damit das älteste ihm bis dahin bekannte Geschichtswerk in deutscher Prosa einem gelehrten Publikum bekannt machen. Die Handschrift war ihm 1847 „von einem befreundeten Kollegen aus Halle“ geschenkt worden: Es ist eine kleine, unscheinbare Pergamenthandschrift im Oktavformat, die zusammen mit weiteren 81 Handschriften sowie Inkunabeln aufgrund des Testaments Grieshabers in den Besitz der Universität Freiburg gelangt ist. Gewidmet hat Grieshaber seine Edition „Dem Ehrwürdigen Meister deutscher Sprach- und Geschichtsforschung“, dem „Freiherrn Joseph von

Lassberg aus der alten Meersburg“, der – wie wir heute sehen werden - ebenfalls in den Historischen Sammlungen der Universitätsbibliothek Freiburg seine Spuren hinterlassen hat. Hinsichtlich der Informationen über ihn kann ich mich in dieser Bibliothek, in der Lassbergs Handschriftensammlung nun hoffentlich dauerhaft bewahrt wird, auf das Nötigste beschränken.

Mit dem Handschriftensammler Lassberg (1770-1855) teilte Grieshaber sein großes Interesse an der mittelalterlichen deutschen Literatur des Bodenseeraums und des mittelalterlichen Schwaben. Beide gehörten zu einem durch ihren Briefwechsel eng geknüpften und intensiv gepflegten Netzwerk von südwestdeutschen Literaten, Altertumsforschern und Philologen, die sich in ihren gelehrten Interessen gegenseitig unterstützten, indem sie sich auf unbekannte Texte aufmerksam machten, Urkunden, Handschriften und Inkunabeln austauschten und sich über ihre gelehrten Vorhaben und Arbeiten informierten.

Der aus dem Fürstenbergischen Beamtenadel stammende Josef von Lassberg hatte in Straßburg und Freiburg Rechtswissenschaften studiert. In Freiburg schloß er lebenslange Freundschaft mit dem Alttestamentler und Orientalisten Johann Leonhard Hug (1765-1846). Dieser war einer der ersten, die sich in Freiburg um die mittelalterliche Literatur kümmerten. Von ihm erhielt Lassberg im Jahre 1792 seine erste mittelalterliche Handschrift geschenkt. Einen weiteren Anstoß für die Hinwendung zur Überlieferung des Mittelalters bekam Lassberg durch die politischen und kulturellen Umwälzungen, die von den napoleonischen Kriegen und der Säkularisation nach 1800 ausgingen. Viele Kunstschatze und Archivalien, Handschriften und alte Drucke aus mittelalterlichen Klosterbibliotheken, die, wenn man sie nicht geschlossen in die neuen staatlichen Archive und Bibliotheken überführte, wurden in jenen Jahren sinn- und gedankenlos verschleudert. Denn damals wurde das Mittelalter weder geschätzt noch durch eine kompetente Mediävistik erschlossen. Aus dieser Masse des versprengten Kulturguts suchte Lassberg so viel wie möglich aufzukaufen. Auf dem Wiener Kongress gelang ihm etwa, nur um das spektakulärste Beispiel zu nennen, der Kauf der ehemaligen Hohenemser Handschrift, der sog. Hs. C, des Nibelungenliedes, die in den Besitz des englischen Sammlers Lord Spencer Marlborough zu gelangen drohte (seit 2001 in der LB Karlsruhe, Cod. Donaueschingen 63).

Doch Lassberg war nicht nur so etwas wie ein privater Denkmalschützer, sondern er war einer der ersten, die konsequent für eine Neubewertung der mittelalterlichen Tradition eintraten. Nach dem Wiener Kongress, auf dem er vergeblich gegen die Mediatisierung der freiherrlichen und gräflichen Häuser und für die Wiederherstellung des Adels als politischen Stand im Reich gekämpft hatte, zog er sich abrupt aus dem politischen Leben zurück. Er flüchtete sich in eine

Wissenschaft, die sich an der verlorenen Herrlichkeit des Alten Reichs orientierte. Ausgehend von den alten Grenzen des Herzogtums Schwaben entwickelte er die Vision des Bodensees als Mittelpunkt eines schwäbischen Kulturraums, dessen historische Überlieferung er bewahren und seinen Korrespondenten auch zugänglich machen wollte. Mit unermüdlichem Eifer erforschte Lassberg seit 1815 mittelhochdeutsche Handschriften und historische Urkunden. Beim Erschließen und Zugänglichmachen von Handschriften legte er eine erstaunliche Selbstdisziplin an den Tag. Seinem westfälischen Freund Friedrich Carl von und zu Brenken schrieb er 1844, er habe sich dessen „eisernen Fleiß“ beim Abschreiben so vieler Manuskripte zum Vorbild genommen und eine Klosterchronik fast vollständig abgeschrieben. Den Besitz von einmaligen handschriftlichen Quellen empfand er als moralische Verpflichtung, diese auch anderen zur Kenntnis zu bringen.

Selbst publiziert hat Lassberg allerdings wenig. Er hat seine Handschriften aber intensiv bearbeitet und so Vorarbeiten für Editionen geschaffen, die er am liebsten in die Hände von Landsleuten gelegt wissen wollte. Schon 1820 hatte er Brenken geschrieben: *„Lassen Sie uns, jeder an seinem Orte, sammeln und bewahren, was wir aus der Flut der Zeiten zu retten vermögen! Zuerst bekannt machen, mit dem comentieren und erklären hat es keine Eile! Das bleibt sicher nicht aus! Gleichviel durch wen das Gute geschehe, wenn es nur geschieht und gut ist!“*

Während der Freiherr von Lassberg also eigentlich kein kritischer Gelehrter sein, sondern ein adliger Dilettant bleiben wollte, der Forschungen zur Überwindung seiner politischen Resignation betrieb und damit zur historischen Legitimierung und Belehrung seines Standes durch die Vergangenheit beitrug, nahm sich der bürgerliche Handschriftensammler Grieshaber der Aufgabe des Edierens und Kommentierens an. Im Gegensatz zu dem Juristen Lassberg verfügte Grieshaber über eine solide philologische Ausbildung. Er hatte Theologie in Freiburg, u.a. bei Leonhard Hug studiert, der auch sein Freund und wissenschaftlicher Ratgeber werden sollte. Nach seiner Priesterweihe im Jahre 1821 wurde er zunächst Professor am Freiburger Gymnasium, ehe er 1826 an das Lyzeum nach Rastatt wechselte. Hier entfaltete er eine rege schriftstellerische Tätigkeit. Vor allem aber unternahm er Texteditionen aus seinen eigenen Handschriften und wertete in seinen Publikationen diese Texte aus. Über Grieshabers wissenschaftliche Interessen und Vorhaben informiert sein umfangreicher Briefwechsel in der Universitätsbibliothek Freiburg. Von Lassberg und anderen Gelehrten beraten, erwarb er im Laufe von etwa 40 Jahren etliche Handschriften und Inkunabeln bei Buchhändlern und Antiquaren; manches bekam er auch von Freunden geschenkt. Der Schwerpunkt seiner

Sammlung lag auf deutschsprachigen Handschriften, meist alemannischer Mundart. Darunter fanden sich auch zwei Chroniken, die wir gleich näher anschauen wollen. Sein Interesse richtete sich aber nicht etwa auf kostbaren Buchschmuck, schöne Einbände u.s.w., sondern in erster Linie auf Inhalt und Sprache der Handschriften. Das zeigt bereits das unscheinbare Äußere der kleinen Hs. 473 mit der Oberrheinischen Chronik, deren Bedeutung für die spätmittelalterliche Historiographie ein vornehmlich an bibliophilen Kriterien orientierter Sammler kaum erkannt hätte. Eine besondere Rolle als Anreger oder Verkäufer hatte der Stuttgarter Bibliothekar Franz Pfeiffer, mit dem Grieshaber in einem intensiven Briefverkehr stand. Auch bei den von Grieshaber vorgenommenen Editionen wirkte Pfeiffer in der einen oder anderen Weise mit. Unmittelbar nachdem Grieshaber die Handschrift mit der Oberrheinischen Chronik erhalten hatte, berichtete er Pfeiffer über seine geplante Edition. Im April 1848 schrieb er aber, dass er die Ausgabe wegen der Revolution zurückgestellt habe, denn „ein solches Vorhaben könne einen im gegenwärtigen Augenblick nur lächerlich machen“. Doch bereits im Jahre 1849 war die Edition fertig gestellt, die Druckkosten waren von Pfeiffer übernommen worden. Im Vorwort schreibt Grieshaber, warum ihm die Chronik, „so klein sie auch ist, ganz vorzüglich eine besondere beachtung und eine veröffentlichung zu verdienen“ scheine. Er betont, dass mit diesem frühen Zeugnis einer volkssprachlichen Prosageschichtsschreibung die ganze Entwicklung der „einzelnen Zweige der Literatur von ihren ersten oft ganz geringen Anfängen bis zu ihrer späteren oft großartigen und herrlichen entfaltung“ verfolgt werden könne. Die heutige Freiburger Handschrift 473 ist tatsächlich der einzige Textzeuge, den wir bislang von dieser anonymen, in ihrem Grundstock bis 1337 geführten und sukzessive bis 1349 fortgesetzten Chronik kennen. Ihr Verfasser kompilierte aus unklaren Vorlagen und mündlicher Überlieferung lokales Traditions gut aus dem elsässischen und Schweizer Raum und fügte dies in den üblichen Rahmen der lateinischen Weltchronistik ein. Dieser lag strukturell das im ganzen Mittelalter übliche Geschichtsmodell der Sechs Weltalter zugrunde, das die Welt- und Heilsgeschichte nach der biblischen Chronologie in sechs Abschnitte von der Schöpfung bis zum Anbruch des Jüngsten Gerichts einteilte. Diente dieses Modell im Hochmittelalter noch der Deutung der Universalgeschichte als von Gott gelenkter Heilsgeschichte, so war es im Spätmittelalter nur noch ein einfaches Gerüst, in das historische Namen und Daten eingefügt werden konnten. Dies gilt besonders für das Sechste Weltalter, dessen Darstellung in Papst- und Kaiser-Reihen gestaltet wurde. Durch die Regierungsdaten der Päpste und Kaiser waren belehrende, erbauliche oder anekdotische Erzählungen sicher datierbar und erhielten auf diese Weise eine größere Glaubwürdigkeit. In Fortsetzungen und Ergänzungen konnte das, was man in der eigenen Umwelt wahrnahm oder erlebt hatte, in Beziehung zur allgemeinen Geschichte

gesetzt werden. Dadurch erhielt das im regional begrenzten Rahmen Erfahrene erst seine Einordnung und Deutung. Ein besonderes Merkmal der Oberrheinischen Chronik ist, und darauf verweist auch Grieshaber in seinem Vorwort, das Interesse an literarischen Stoffen legendarischer und v.a. höfisch-epischer Provenienz, die durchweg historisiert werden. So wird etwa die Pilatus-Legende mit dem Bericht über die Regierungszeit des Kaisers Augustus verknüpft; die Geschichte Karls des Großen wird auf der Basis des mittelhochdeutschen Rolandsliedes gestaltet, das den Kaiser als vorbildlichen Kämpfer gegen die Heiden schildert; zur Darstellung der Geschichte seines Sohnes, Ludwigs des Deutschen, werden historisierte Fakten aus Wolframs von Eschenbach großem Heldenepos, dem `Willehalm´ genutzt. Obwohl es Überlieferungszeugnisse für die epischen Stoffe am Oberrhein gibt, lassen sich keinerlei Bezüge zu einem festen Entstehungsort feststellen. Nur aufgrund sprachlicher Kriterien läßt sich der Entstehungsraum der Chronik auf den Oberrhein, insbesondere den nordschweizerischen Raum eingrenzen.

Grieshaber, der sich besonders für die Anfänge volkssprachiger Geschichtsschreibung interessierte, besaß in seiner Handschriftensammlung eine weitere deutschsprachige Chronik aus dem Oberrheingebiet. Bereits im Jahre 1831 hatte ihm der befreundete Rastatter Hofgerichtsadvokat Maximilian Ruth eine Handschrift mit der Chronik des Jakob Twinger von Königshofen geschenkt, der zwei Generationen später als der anonyme Autor der Oberrheinischen Chronik schrieb.

Tatsächlich läßt sich die allmähliche Entfaltung einer Geschichtsschreibung für ein größeres volkssprachig gebildetes und - so muß man hinzufügen - städtisches Laienpublikum gut am Straßburger Beispiel vorstellen. Der 1346 in Straßburg geborene Jakob Twinger von Königshofen hatte verschiedene geistliche Ämter in Straßburg und Umgebung inne und war Lehrer an der Straßburger Lateinschule. Nach seiner Aufnahme in das gelehrte St. Thomas-Stift, wo er für Verwaltung, Archiv und Bibliothek zuständig war, unterrichtete er auch an der Stiftsschule. Sein Oeuvre, das Geschichtsschreibung, Komputistik, Grammatik und Lexikographie umfasst, wird von Twingers Lehrtätigkeit deutlich geprägt. Bezeichnend ist das Miteinander und Nebeneinander von Deutsch und Latein, klerikaler und volkssprachiger Wissensliteratur, das von Twingers Rolle als Vermittler von grundlegendem lateinischem Bildungswissen in der städtischen Laienkultur zeugt. Diesem Zweck widmete Twinger auch seine historiographische Tätigkeit. Am Anfang stand seine 1382 begonnene lateinische Chronik, die nicht viel mehr war als eine thematisch breite Zusammenstellung von Exzerpten aus universalchronistischen Texten wie dem umfangreichen, enzyklopädisch ausgerichteten

‘Speculum historiale’ des Dominikaners Vincenz von Beauvais oder die beinahe auf eine Geschichtstabelle reduzierte Papst-Kaiser-Chronik seines Ordensbruders Martin von Troppau. Eine Weltchronik diesen Typs hat auch das Rückgrat der Oberrheinischen Chronik gebildet. Twingers lateinische Chronik, die er bis zu seinem Lebensende mit zahlreichen, nun aber v.a. regional- und stadtgeschichtlichen Nachträgen fortgesetzt hat, diente v.a. als Materialsammlung für seine gleichzeitig begonnene deutsche Chronik, die er ebenfalls bis zu seinem Tod fortführte. In dieser Chronik, die ihm wohl buchstäblich aus der Hand gerissen wurde - denn wir wissen, daß bereits zu seinen Lebzeiten verschiedene Fassungen in Straßburg kursierten - sind Universalgeschichte und Straßburger Stadtgeschichte planvoll verwoben. In Kapitel 1 faßt er die Weltgeschichte von der Schöpfung bis Alexander dem Großen zusammen. In Kapitel 2 behandelt er die Geschichte Roms und der römischen Kaiser bis zu den Königen Wenzel und Ruprecht, Kapitel 3 ist der Geschichte der Päpste als geistlichen Repräsentanten der Weltgeschichte gewidmet. Diesen Papst-Kaiser-Reihen treten im 4. Kapitel die Straßburger Bischöfe und im 5. die Geschichte der Straßburger Stadtgemeinde als regionale Pendants an die Seite. Diese signifikante Verbindung von universal- und regionalgeschichtlichem Wissensstoff bot den Lesern der Chronik die Möglichkeit, die eigene, regional begrenzte Lebenswirklichkeit und die selbst erfahrene Geschichte in den Ablauf der Weltgeschichte einzuordnen und damit das Herkommen des eigenen Gemeinwesens vor einem universalen Horizont zu beurteilen.

Jakob Twinger von Königshofen war allerdings nicht der erste Geschichtsschreiber in Straßburg, der gelehrtes Geschichts- und Schulwissen an eine volkssprachige Stadtkultur vermittelte. Bereits eine Generation vor ihm wirkte in Straßburg der Priester Fritsche Closener, dessen Oeuvre ein mit Twinger vergleichbares Profil aufweist. Seine 1362 abgeschlossene Chronik hatte Grieshaber vor der Entdeckung der Oberrheinischen Chronik als erstes in deutscher Prosa geschriebenes Geschichtswerk gehalten. Allerdings ist Twinger der erste, der eine Begründung für die Wahl der deutschen Sprache für seine Straßburger Weltchronik geliefert hat: In der Vorrede betont er, daß die klugen Laien genau so gern seine Geschichte läsen wie die gelehrten Pfaffen.

Doch mit dieser allgemeinen Äußerung zu den möglichen Lesern seiner Chronik lassen sich die sozial- und bildungsgeschichtlichen Konturen von Twingers Publikum nur unscharf nachzeichnen. Die Voraussetzungen dafür, daß es in Straßburg überhaupt eine größere Leserschaft von *kluge[n] legen* gab, die ebenso wie *gelerte pfaffen* ihr Interesse an *nuwen dingen* anmeldeten, werden von der Forschung in den sozial- und verfassungsgeschichtlichen

Umwälzungen im Straßburg des 14. Jahrhunderts gesucht. Das Ergebnis dieser innerstädtischen Auseinandersetzungen war, daß nun auch die Zünfte am vormals adligen Ratsregiment partizipierten. Vor diesem Hintergrund könnte man 'klug' als Gegenwert zur 'gelehrt-', klerikalen Bildung folgendermaßen deuten: 'klug' meint nicht nur Alphabetisierung in der Volkssprache, sondern auch Fähigkeit zu verantwortlichem politischen Handeln. Diesem Zweck dienten die in den volkssprachlichen Chroniken vermittelten aktuellen historisch-politischen Informationen, die bei Twinger, ergänzt durch Universalgeschichte, volkssprachiges Wissensgut und religiöse Unterweisung, handlungsorientierende, traditionsstiftende und behelrende Funktionen für ein stadtbürgerliches Publikum erfüllten.

Am Beispiel der an der Kontaktzone zwischen gelehrt-klerikaler und volkssprachlich-bürgerlicher Wissenskultur entstandenen Chroniken des Fritsche Closener und des Jakob Twinger läßt sich sehr schön verfolgen, auf welche Weise gelehrtes historisches Wissen in neue soziale Kontexte geriet und durch neue Benutzerkreise angeeignet wurde. Twingers Straßburger Chronik hat mit über 80 erhaltenen Handschriften eine außerordentlich große Verbreitung im Oberrheingebiet gefunden. (Auch in der Landesbibliothek Karlsruhe befindet sich eine Abschrift: Cod. St. Blasien 12). Grund dafür war neben der Wahl der deutschen Sprache wohl auch ihre wohlkomponierte Anlage, in der die allgemein universalhistorische Perspektive gezielt mit partikulargeschichtlichen Aspekten verschränkt ist. Dieses Konzept bot vielfache Anknüpfungspunkte für spätere regionalgeschichtliche Darstellungen. Dabei wurde die Chronik weniger als Steinbruch genutzt, sondern an zahlreichen Stellen ergänzt, an anderen gekürzt, überarbeitet oder auch mit landes-, stadt- und familiengeschichtlichen Notizen erweitert und fortgesetzt. In der Forschung wird die stoffliche wie kompositorische Vorbildfunktion der Chronik so hoch geschätzt, daß man sie als ein Schlüsselwerk der mittelalterlichen deutschsprachigen Geschichtsschreibung bezeichnet hat.

Dafür wiederum ist die Freiburger Twinger-Handschrift aus Grieshabers Besitz geradezu ein Paradebeispiel. In diesem in seinem Grundbestand zwischen ca. 1420 bis 1424 von einer Hand geschriebenen Kodex sind die Kapitel 4 und 5 über die Geschichte der Straßburger Bischöfe bzw. der Stadt Straßburg stark gekürzt. Stattdessen findet sich – bereits von dem ersten Schreiber der Handschrift an prominenter Stelle zwischen die Geschichte der römischen Kaiser und der Päpste in Kapitel 2 bzw. 3 eingefügt - ein Verzeichnis der Konstanzer Bischöfe, dem nach Kapitel 3 Konstanzer Annalen von 1260 bis 1388 folgen. Die für mögliche Fortsetzungen bereits vom ersten Schreiber frei gelassenen Seiten sind von verschiedenen Händen des 15. und 16. Jahrhunderts für Zusätze zur Konstanzer Geschichte genutzt worden. Eine erste Hand hat

ein lateinisches Verzeichnis der Altarpfründen am Konstanzer Dom eingetragen, die Konstanzer Annalen größtenteils auf lateinisch fortgesetzt sowie der Handschrift am Ende ein lateinisches Verzeichnis der Konstanzer Bischöfe angefügt. Diese Konstanzer Zusätze sind von weiteren Schreibern bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts fortgeführt worden.

Möglicherweise stammt ein großer Teil der späteren Zusätze von dem späteren Besitzer der Handschrift, dem Konstanzer Weihbischof Melchior Fattlin, der das Buch mit seinem schönen, von Hans Burgkmaier d. Ä. geschaffenen Wappenexlibris von 1529 gekennzeichnet hat. Doch ehe der Kodex in die Bibliothek des Konstanzer Weihbischofs gelangte, hatte er sich im Besitz des bischöflich-Basler Ministerialengeschlechts Zu Rhein befunden, aus dem im 15. Jahrhundert nicht weniger als zwei Mitglieder auf den Basler Bischofsstuhl gelangten. Darauf deuten jedenfalls familiengeschichtliche Notizen am Ende von Twingers Chronik hin, in denen Geburten und Todesfälle in der Familie der Jahre 1474 bis 1507 festgehalten sind (fol. 207v-208v).

Diese verschiedenen Zusätze und Fortsetzungen verweisen nicht nur auf die Wanderung von historiographischen Informationen aus Straßburg über Basel nach Konstanz, sondern sie repräsentieren darüber hinaus zwei unterschiedliche Aneignungsformen der Twinger-Chronik. Die Konstanzer Zusätze zeigen, wie das von Jakob Twinger geschaffene Modell einer regionalen Chronik vor universalgeschichtlichem Hintergrund auf einen anderen regionalen und institutionellen Kontext übertragen - von der Straßburger Stadtgemeinde auf den Konstanzer Bischofshof - und im 16. Jahrhundert wieder in den Zusammenhang der gelehrten lateinischen Geschichtsschreibung zurückgeholt wurde, aus dem heraus Twinger seine Chronik ursprünglich geschaffen hatte. Die familiengeschichtlichen Notizen aus Basel illustrieren hingegen die bescheidenen Anfänge der Familiengeschichtsschreibung im niederadligen Milieu, das sich allmählich von dürren Geburten- und Sterbeverzeichnissen zu einer vielgestaltigen Gattung entwickelte. Hier dienen die von Twinger gegebenen universal- und regionalgeschichtlichen Nachrichten als Hintergrund und Deutungsperspektive für die Familiengeschichte, die erst in späteren Arbeiten selbständig entfaltet wurde.

Für derartige Aspekte des historischen Wissenstransfers hatte man im 19. Jahrhundert noch kein Interesse, wohl aber an Fortsetzungen der Chronik als wertvollen Quellen der Landesgeschichte. Durch Vermittlung Grieshabers druckte 1848 der Karlsruhe Archivdirektor Franz Josef Mone einen Teil der Konstanzer Zusätze im ersten Band seiner Quellensammlung zur Badischen Landesgeschichte aus dieser Twinger-Handschrift ab.

Wiederum nach Konstanz bzw. ins benachbarte Kloster Reichenau weist die dritte Handschrift, die ich Ihnen heute vorstellen möchte. Deren Text und Illustrationen repräsentieren einen weiteren Typ spätmittelalterlicher Historiographie in der Volkssprache, deren Lebenszusammenhang nun aber im klösterlichen Ambiente zu suchen ist. Die Rede ist von der Chronik des Klosters Reichenau aus der Feder des Gallus Öhem. Die Universitätsbibliothek Freiburg besitzt die um 1505 vom Verfasser bzw. unter seiner Aufsicht hergestellte Reinschrift der Chronik. Der Weg der Handschrift von der Reichenau nach Freiburg läßt sich nicht rekonstruieren; wir wissen nur, daß die heutige Freiburger Handschrift 15 als Vorlage für alle weiteren 12 Abschriften diente, die von der Chronik im 16. und 17. Jahrhundert angefertigt wurden, ehe sie schließlich 1819 durch die Universitätsbibliothek Freiburg angekauft worden ist. Im Jahre 1825 war sie an Lassberg ausgeliehen, der von ihr eine Abschrift genommen und einige Randbemerkungen in der Handschrift angebracht hat. Ein erster Blick in das Buch läßt bereits erahnen, was den Freiherrn veranlasst hat, sich so intensiv mit dieser Klosterchronik auseinanderzusetzen. Den adligen Wissenschaftler interessierte wohl in erster Linie eine Wappensammlung, die mit Öhems Chronik verbunden ist. In der Freiburger Handschrift findet sich in einem heraldischen Vorspann auf 28 Blättern eine Zusammenstellung von ca. 500 Wappen der adligen Äbte, Mönche, Vasallen und Stifter des Klosters in hierarchischer Ordnung. Lassberg verfügte in seiner eigenen Büchersammlung über vier Wappenbücher, die für sein symbolorientiertes Adelsbewußtsein wohl von besonderem Wert gewesen sein müssen. Darunter befand sich auch das Donaueschinger Wappenbuch von ca. 1433 (LB Karlsruhe, Cod. Donaueschingen 496). Aufgrund ihres heraldischen Konzepts ist die Entstehung dieser Wappensammlung im Bodenseeraum, vermutlich sogar in der unmittelbaren Umgebung von Konstanz anzunehmen. Daher bedeutete Öhems Wappenbuch in der Freiburger Handschrift ganz offensichtlich für Lassberg wertvolles Vergleichsmaterial für seine genealogisch-familiengeschichtlichen Forschungen.

Die zweite Hälfte des 15. und das frühe 16. Jahrhundert war die große Zeit der Wappenbücher, die als Objekte höfischer Repräsentation dienten. Geistliche Fürsten wie der Basler Bischof Friedrich Zu Rhein oder der Speyerer Bischof Matthias Ramung ließen ebenso wie weltliche Fürsten ihre Lehenbücher prunkvoll mit Wappen ihrer Vasallen ausschmücken. Das bekannteste Beispiel ist das Lehenbuch Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz aus dem Jahre 1471 (GLA Karlsruhe). Seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts wurden im deutschsprachigen Raum auch Chroniken heraldisch illustriert, wie die Konstanzer Konzilschronik des Ulrich Richental mit über 800 Wappen der Konzilsteilnehmer oder die mit 600 Wappen ausgestattete

Konstanzer Chronik des Gebhard Dacher. Im Kloster St. Gallen wurde gegen Ende des 15. Jahrhunderts eine über 2 Meter lange Wappenrolle angefertigt, die u.a. die Wappen der Klosterministerialität enthält. Und ungefähr zur gleichen Zeit hat der St. Galler Abt Ulrich Rösch (1463-91) ein um 1470 angefertigtes Wappenbuch des süddeutschen Turnieradels erworben, dessen Wappenabbildungen Gallus Öhem möglicherweise als Vorlage für die Anfertigung der Vasallen- und Ministerialenwappen in seiner Reichenauer Chronik gedient haben. Vor dem Horizont dieser intensiven heraldischen Aktivitäten in den Städten, Stiften und Klöstern am Oberrhein liegt es nahe, dass auch in dem vornehmen Kloster der Reichenau der Wunsch nach einem eigenen Wappenbuch entstand.

Die Chronik des Gallus Öhem, in die das Wappenbuch integriert ist, entspricht in ihrem äußeren und sprachlichen Erscheinungsbild so gar nicht den Vorstellungen, die wir von der spätmittelalterlichen Klosterschreibung haben. Diese stand vielerorts im Dienst der monastischen Reformbewegungen, die im süddeutschen Raum machtvoll durch die Bursfelder Kongregation oder die Melker Observanz repräsentiert wurden. Ihre monastischen Autoren wie der Sponheimer Abt Johannes Trithemius oder der Erfurter Benediktiner Nikolaus von Siegen suchten die Reformereignisse aus der Perspektive ihrer Observanzbewegung zu deuten und aus historischen Vorbildern Leitmotive für ein regelgetreues Klosterleben zu filtern.

Das Streben nach Observanz lenkte den Blick auf die Anfänge des eigenen Klosters. Das Wissen um die Vergangenheit sollte Reformen stützen, praktische Orientierungshilfen für den Erneuerungsprozeß vermitteln und die Kontinuität monastischer Normen und Werte verbürgen. In Blaubeuren etwa bestimmte die Reform die gesamte klösterliche Erinnerungskultur: Inschriften, Bilder und Bücher hielten dem Konvent die vorbildliche asketische Strenge der spätantiken Wüsteneremiten vor Augen, appellierten an die Vorbilder Benedikt und Montecassino, und erinnerten an die Gründer und Wohltäter des Klosters im Hochmittelalter.

Doch bei weitem nicht jedes reformorientierte Kloster war bereit, von den Orientierungs- und Erneuerungsmöglichkeiten der Geschichte Gebrauch zu machen. Zur mangelnden Bereitschaft kamen oft auch mangelnde Fähigkeiten, selbsterfahrene oder in Urkunden abgelagerte Geschichte in eine für die Gegenwart geeignete ansprechende Form zu bringen. Das spätmittelalterliche Kloster war nicht mehr überall Hort der Erinnerung, wo aufbewahrt und gepflegt wurde, was für das Verständnis der eigenen Herkunft nützlich und notwendig war. Beispielsweise beklagte sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts der Blaubeurer Abt Johannes Tubingius über den desolaten Erhaltungszustand der Urkunden und Akten, die er seinen

Annalen zugrunde legte. Oft seien sie so zerfetzt, mit Schmutz befleckt und von Mäusen angefressen gewesen, daß er sie nur noch schwer habe entziffern könne. Hinzu kam, daß ein Großteil des erhaltenen Quellenmaterials in „deutscher Umgangssprache“ abgefaßt und überliefert war, dessen Auswertung dem humanistisch gebildeten Autor arge Verständnisschwierigkeiten bereitete. Fand sich aber hin und wieder einmal etwas Lateinisches, dann, so Tubingius, „war der Stil so barbarisch, unbeholfen und grammatikalisch falsch, daß ich mir oft beim Entziffern den Kopf kratzte und auf den Fingernägeln herumkaute“. Die Klage des gelehrten Blaubeurer Abtes entwirft – in vielleicht zugespitzter Form – ein insgesamt wohl zutreffendes Bild von der literarischen Kultur in den spätmittelalterlichen Klöstern, die keineswegs durchweg von Aufbruchstimmung erfasst waren, wie es die programmatischen Äußerungen der zeitgenössischen Reformautoren glauben machen wollen.

Die Reformrhetorik spätmittelalterlicher Klosterschreibung, die auf spektakuläre Negativbeispiele des geistigen Verfalls nichtobservanter Klöster abhebt, um auf dieser Folie die eigenen Reformvorhaben oder –erfolge um so glänzender hervortreten zu lassen, läßt leicht vergessen, daß es weiterhin auch „unreformierte“ Klöster mit einem geregelten monastischen Leben gab. Dafür ist das Kloster auf der Reichenau ein typisches Beispiel. Die Reichenauer Chronik des Gallus Öhem macht darüber hinaus deutlich, dass Geschichtsschreibung sogar von außen den Anstoß zu weiteren Reformen gegeben hat, die sich freilich nicht an dem anspruchsvollen Programm der Bursfelder oder Melker Bewegung messen konnte und wollte. Denn Gallus Öhem war keineswegs Mönch auf der Reichenau, sondern ein Weltgeistlicher, der im Jahre 1492 durch Abt Martin von Weißenburg-Krenkingen als Kaplan dorthin berufen worden war.

Zum Autor: Gallus Öhem hat nach dem Besuch der Ulmer Lateinschule in Freiburg und Basel studiert. Für eine kirchliche Karriere hatte er allerdings nicht gerade die besten Startbedingungen, denn als illegitimer Sohn eines Radolfzeller Stiftsherrn war ihm der Weg in höhere Ämter versperrt. Doch im Jahre 1464 konnte der Makel der unehelichen Geburt durch einen Dispens „saniert“ werden. Öhem wurde Priester und ging als Hofprediger nach Innsbruck. Doch offensichtlich zog es ihn an seinen ehemaligen Freiburger Studienort zurück, denn der Tiroler Herzog bemühte sich darum, ihm eine Stelle in der Stadt Freiburg zu vermitteln. Nachdem der Freiburger Rat den herzoglichen Bitten eine Absage erteilt hatte, nahm Öhem verschiedene kleinere kirchliche Pfründen in der Nähe seiner Heimatstadt an, bis er auf die Reichenau berufen wurde. Schon bald nach der Ankunft muß er mit der Materialsammlung für seine Chronik begonnen haben. Die Anregung zu dieser Arbeit verdankte er dem Reichenau

Abt, der ihm Zugang zu Archiv und Bibliothek gewährte, damit er „mit mutterlicher zungen“ schreibe „von dises gotzhus stiftung, anvang vnd mittel“ bis zur eigenen Gegenwart. Das Werk beschreibt die Geschichte des Klosters von der Gründung bis zum Abbatat Friedrichs von Wartenberg, der 1452 starb. Der bevorstehende Wegzug von der Reichenau hat Öhem offensichtlich vom Abschluß und einer Endredaktion seiner Chronik abgehalten, aber immerhin hat er dafür gesorgt, dass von der provisorischen Fassung eine Reinschrift angefertigt wurde, die er seinem Abt übergeben konnte. Das Widmungsbild zeigt den Autor knieend vor seinem Abt, dem er das fertige Buch (das damals wohl noch gar nicht gebunden war) mit den Worten übergibt: „Deo sit honor Tibique labor (Gott sei die Ehre, Dir das Ergebnis meiner Mühe)“.

Im Jahre 1505 erhielt Öhem eine der 51 Altarpfründen am Konstanzer Münster. Inzwischen muß er zu beachtlichem Wohlstand gelangt sein; davon zeugt seine ansehnliche Büchersammlung von 12 Handschriften und über 20 Inkunabelbänden, die Felix Heinzer rekonstruiert hat. Darin finden sich neben Texten aus seiner Studienzeit auffällig viele geistliche und hagiographische Schriften der mittelalterlichen Klosterreform, aus denen er auch für seine Konstanzer Bistumschronik geschöpft hat.

Doch zurück zur Chronik der Reichenau. Mit Blick auf die große früh- und hochmittelalterliche Geschichte des Inselklosters bemerkte Öhem bedauernd: *Yetz ist gantz ain ander zeit und welt*. Das 15. Jahrhundert war eine Zeit des Niedergangs der einst so mächtigen Reichsabtei. Die Exemtion drohte verlorenzugehen, die Lehnsleute machten sich größtenteils selbständig und entzogen der Abtei langsam aber sicher ihre wirtschaftlichen Grundlagen. Die dennoch aufwendige Hofhaltung und Bautätigkeit der Äbte sorgten zusätzlich für eine ruinöse Finanzlage. Auch der innerklösterliche Verfall war unübersehbar. Die adlige Exklusivität des Klosters war zwar schon zu Beginn des 15. Jahrhunderts aufgegeben worden, nachdem der Mönchsgemeinschaft der Nachwuchs ausgegangen war, aber zu energischen Reformen war auch der neue Konvent nicht fähig. Als Öhem auf die Reichenau kam, bestand der Konvent außer dem Abt nur noch aus zwei jungen Adligen.

Es sieht so aus, als habe Gallus Öhem gegen diese hoffnungslose Situation anschreiben wollen. Denn seine Chronik dokumentierte zwar einerseits die einstige Größe der Abtei seit den Anfängen unter Pirmin, aber durch die Darstellung des Niedergangs andererseits wollte er den amtierenden Abt vor falscher Regierung warnen und die Rückkehr zu alten Tugenden anmahnen. Im Widmungsbild richtet Öhem mit dem Spruchband neben dem Wappen der Abtes von Weißenburg mahnende Worte an den letzten Vertreter seines Geschlechts: „Schau das

Wappen Deiner Ahnen an und denke darüber nach, wo sie jetzt wohl kämpfen. Du wirst ohne Gewissheit darüber nach ihnen ins Grab steigen, und mit Dir werden Helm und Schild begraben sein”.

Doch bezeichnenderweise endet die Chronik schon mit Friedrich von Wartenberg, der von Öhem als „der andere Pirmin” bezeichnet wird und dessen zielstrebige Reformtätigkeit er ausführlich beschreibt. Friedrich von Wartenberg hatte sich für eine strenge klösterliche Observanz entschieden, achtete auf die Einhaltung des Stundengebets, sorgte für eine Instandsetzung der verwahrlosten Klostergebäude, bemühte sich um die Hebung des Bildungsniveaus und erweiterte behutsam den Konvent ohne Rücksicht auf die bisher streng eingehaltenen Standesschranken.

Das Vorbild für die Anlage der Chronik hat wohl das Kloster Einsiedeln gegeben. Sein Dekan Albrecht von Bonstetten schrieb eine Geschichte des Klosters, die 1494 im Druck erschienen ist. Dieses Werk, von dem Öhem ein Exemplar besaß, hat die Gliederung der Reichenauer Chronik vorgegeben: Im ersten Teil bietet er eine Lebensbeschreibung des Klostergründers Pirmin, nennt die Stifter und Wohltäter des Klosters und gibt eine Zusammenstellung des Klosterbesitzes. Der zweite und umfangreichste Teil erzählt die Geschichte des Klosters in der Reihenfolge seiner Äbte, und als dritter Teil war die Darstellung der geistlichen und weltlichen Rechte des Klosters und der Reichenauer adligen Vasallen mit ihren Wappen vorgesehen. Doch zur Niederschrift ist es nicht mehr gekommen. In der konkreten Ausführung wurden lediglich die von Öhem für den zweiten und dritten Teil getrennt angelegten Wappensammlungen der Widmungshandschrift vorangestellt.

Auch wenn Öhems Chronik auf der Reichenau nicht in Vergessenheit geraten ist und von späteren Geschichtsschreibern gelegentlich herangezogen wurde, um die einstige Größe der Abtei zu beschwören, hat sie ihr Publikum nicht in erster Linie im Konvent des Inselklosters gefunden. Hatte Öhem mit seinem deutschsprachigen Text versucht, einem adligen und nicht gelehrten Konvent die Klostertradition als normierendes Vorbild für die Neuorientierung zugänglich zu machen, fand sie im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts ein Publikum, das über die Grenzen der Reichenau weit hinaus reichte. Denn der relative Überlieferungserfolg der Chronik liegt sicherlich an ihren heraldischen Illustrationen, in denen sich viele schwäbisch-alemannische Adelsfamilien wiederfinden konnten. Daher erstaunt es nicht, dass die Chronik auch die Aufmerksamkeit des adelsbewußten Wissenschaftlers Lassberg auf sich gezogen hat. Er hat in der Freiburger Handschrift offensichtlich nicht nur ein prominentes Zeugnis für die

Geschichte des adligen Inselklosters gesehen, sondern auch ein wichtiges Hilfsmittel bei der Erstellung von Familiengeschichten erkannt.

Hier endet die *tour d'horizon* über eine ausgewählte Gruppe von historiographischen Handschriften des Spätmittelalters, die auf den ersten Blick nicht viel mehr miteinander verbindet als die Tatsache, dass sie allesamt Zeugnisse einer intensiven historiographischen Betätigung und Überlieferung am Oberrhein sind und heute - zufälligerweise – in der Freiburger Universitätsbibliothek liegen. Ich habe sie als Beispiele einer beginnenden Laien-Geschichtsschreibung vorgestellt, daran gleichzeitig aber auch die verschiedenen Möglichkeiten des Umgangs mit Geschichtsschreibung im Spätmittelalter zu schildern versucht: Von der Nutzung tradiert universalchronistischer Texte in regionalen Zusammenhängen, über die Adaptation von ursprünglich lokal gebundener Geschichtsschreibung auf andere regionale und soziale Kontexte, wie es in dem Weg deutlich wird, den die Twinger-Chronik von Straßburg über Basel nach Konstanz genommen hat, bis hin zur Schaffung neuer Modelle von Klostergeschichtsschreibung. Diese hatten sich weit von den gelehrten Ursprüngen der monastischen Geschichtsschreibung entfernt und schließlich auch Eingang in neue adlig-laikale Benutzerkreise gefunden.

Die verschlungenen Wege der Überlieferungsgeschichte dieser Bücher können nicht mehr lückenlos nachgezeichnet werden. Ihnen gemeinsam ist jedoch, dass sie aufgrund des Interesses gelehrter Sammler im 19. Jahrhundert an die Universität Freiburg geschenkt oder verkauft worden sind, wo sie von der in dieser Zeit aufblühenden philologischen und historischen Wissenschaften benutzt und durch Editionen der modernen Forschung zugänglich gemacht worden sind. Von Inhalt und äußerer Gestalt repräsentieren die drei Handschriften den Charakter der Historischen Sammlungen der Universitätsbibliothek Freiburg, die nicht so sehr von repräsentativen Prachthandschriften, sondern vielmehr von der jahrhundertelangen Tradition einer wissenschaftlichen Gebrauchsbibliothek geprägt ist. Im 19. Jahrhundert wurde sie durch Käufe, Schenkungen und Nachlässe sowohl quantitativ als auch qualitativ durch wichtige Facetten des universitären Fächerspektrums erweitert, in dem den historischen und philologischen Fächern eine immer stärkere Bedeutung zuwuchs.

Zum Schluß möchte ich Ihnen – wenn auch nur noch kurz - die weitere wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der historiographischen Überlieferung des Spätmittelalters seit dem 19. Jahrhundert skizzieren. Letztlich geht es um die Geschichte der Geschichtsschreibung und deren Perspektive in der modernen Mediävistik und Geschichtswissenschaft. Zum einen steht

die moderne mediävistische Forschung noch immer auf den Schultern der gelehrten Bearbeiter und Editoren des 19. Jahrhunderts. Deren gewaltiger Arbeitsleistung, repräsentiert durch zahlreiche Editionen und gewaltige Editionsreihen, ist sie immer noch verpflichtet, aber sie hat doch inzwischen neue Fragestellungen entwickelt. Geschichtsschreibung dient uns heute nicht mehr als Steinbruch für historische Fakten, sondern wir untersuchen sie als Zeugnisse der Wissenskultur einer Zeit. Dies zeigt ganz deutlich die Neubewertung, die inzwischen die lange gering geschätzten spätmittelalterlichen Universalchroniken erfahren haben. In einer Quellenkunde zur spätmittelalterlichen Geschichte von 1900 lautete das harsche Urteil über die Chronik des Martin von Troppau, nach deren Modell auch die Chronik des Jakob Twinger von Königshofen angelegt ist, noch folgendermaßen: „Keine Spur von Geist oder höherem Schwung, alles unsäglich dürr und ermüdend für den, der aus Pflicht sich mit diesem Proletarier unter den mittelalterlichen Autoren beschäftigte.“ Inzwischen hat sich eine andere Sicht auf jene Weltchroniken des Dominikaners Martin von Troppau oder seines Ordensbruders Vincenz von Beauvais durchgesetzt, die im 13. Jahrhundert im Milieu der Universitäten und hohen Schulen entstanden. Denn diese zielten überhaupt nicht mehr auf die gelehrte theologische Deutung von Geschichte als Heilsgeschichte, sondern auf deren Vermittlung, und zwar in möglichst übersichtlicher Form. Sie erlaubten den raschen Zugriff auf historische Informationen für die unterschiedlichsten Zwecke: vom Universitätsunterricht bis zur Predigtvorbereitung. Die auf knappe Datengerüste reduzierten Papst-Kaiser-Chroniken wurden schließlich auch von den in der Volkssprache schreibenden Historiographen des 14. und 15. Jahrhunderts genutzt, um einen Leitfaden für ihre Darstellung zu haben. Die Feststellung, dass jene „schematischen Bettelmönchs-Kompendien in fast epidemischer Verbreitung jahrhundertlang den geschichtlichen Sinn eher erstickt als gefördert“ hätten, wie Herbert Grundmann noch 1965 in seinem Überblick über die mittelalterliche Geschichtsschreibung formulierte, erscheint heute in einem ganz anderen Licht. Am Beispiel der Oberrheinischen Chronik etwa ließe sich hervorragend zeigen, dass das von den knappen Papst- und Kaiser-Reihen geschaffene Darstellungsgerüst, keineswegs – so noch einmal Grundmann - „unkritisch und zusammenhangslos mit dürftigem Stoff gefüllt und [...] mit Anekdoten gewürzt“ wird. Nach den seit den 80er Jahren intensiv diskutierten Herausforderungen, die der sog. *linguistic turn* für die Geschichtswissenschaft hat, sind gerade solche Quellen, in denen die im 19. Jahrhundert aufgerichteten Grenzen zwischen fiktionaler und faktionaler Überlieferung überschritten werden, hochinteressant. Texte wie die Oberrheinische Chronik mit ihrer eigentümlichen Verschränkung von Literatur und Geschichte rufen geradezu nach interdisziplinärer Erforschung. Sammler wie Grieshaber haben im 19. Jahrhundert mit

untrüglichen Gespür den Wert dieser Handschriften erkannt, ihre Texte bewahrt, tradiert und ediert und damit Grundlage für heutiges Nachdenken über Geschichte und den Umgang mit ihrer handschriftlichen Überlieferung gelegt.

DISKUSSION

Eine Diskussion hat nicht stattgefunden.